

Die Neue Welt



Nr. 40

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von H. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

XII.

Agestin's Vortrag war zu Ende. Er hatte das ganze Drama vorgelesen. Mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen verbeugte er sich vor der versammelten Menge, während ein Beifallssturm durch den großen Saal bröhte.

Die Zischenden waren jetzt entschieden in der Minderzahl. Als er sich wenige Minuten später im Saale zeigte, wurde er von einer begeisterten Schaar umringt und im Triumph hinausgeführt.

Agestin ging wie in einem Rausch nach Hause. Es war leichtes Frostwetter geworden, die vielen Pfützen und kleinen Seen, die sich nach dem anhaltenden Regen gebildet hatten, waren von einer dünnen Eisdecke überzogen, in der sich der Mond spiegelte. Flüchtige Wolken zogen über das dunkle Blau des Himmels, durchleuchtet vom silbernen Licht des nächtlichen strahlenden Gestirns. Vom wohnigen Gefühl des ersten künstlerischen Erfolges getragen, schritt Agestiu dahin wie auf Wolken. Seine Stimmung war womöglich noch erhöht durch den vielen Champagner, den die reichen Bauern bestellt hatten, um ihn zu feiern. Da hatte er in seinem Heimathale ein geistiges Gefecht eingeleitet. O, wie er sich darnach sehnte, sich in das Schlachtengemümel hinein zu stürzen, um Lanze auf Lanze für Schönheit, Freiheit und Recht zu brechen. Er sah sich im Geiste noch auf der Bühne stehen, vor ihm wogte und bäumte sich die hundertköpfige Hydra des Pietismus, der Engherzigkeit und Eigenliebe. Sollte das Ungeheuer nicht zu überwinden sein? Er mußte an seinen Vater denken. Der war dem leichten, schlüpfrigen Ungehäm unterlegen. Ohne Verständniß zu finden war er durch's Leben gewandert. Agestiu konnte es verstehen, daß er, verachtet, mißverstanden und verfolgt sich schließlich dem Trunke ergab, um Vergessen zu suchen. Er hatte keinen Verkehr mit Geistesverwandten, hatte keine Bücher zur Hand. Er stand allein! Zu seiner Zeit gab es nur eine sehr unregelmäßige Postverbindung. Darum kamen die Zeitungen und Briefe nur selten. Seinen Durst nach Schönheit, nach Kenntnissen befriedigte er so gut, wie es sich machen ließ, indem er gelegentlich einem umherstreifenden Hausirer den bunten Flitterkram von farbigen Lithographien und Uebersetzungen überspannter Romane abkaufte. Es war dem Vater zu verzeihen, wenn er strauchelte. Wie war jetzt Alles anders! In der Hauptstadt stritt schon eine ganze Schaar von jungen tapferen Kriegern des Geistes, die, wie er, dem Bauernstande entsprossen waren. . . . Agestiu's Entschluß war gefaßt, er wollte seinem künstlerischen Berufe folgen, mochte es nun biegen oder brechen. . . .

Der Mond spielte mit der neuen Wetterfahne

auf Solhaug, spiegelte sich in dem blanken Messingknopf, glitt weich und kaum merkbar über die schrägen Dachflächen und ergoß sein mildes, milchiges Licht über die hellen Hauswände. Dahinter lag der Wald in tiefem Schatten, aber auf dem davorliegenden Felde trat weich verwischt eine mondumsflossene, entlaubte Birke geisterhaft, einer Nachtwandlerin gleich, hervor. Dicht an die Birke geschmiegt stand ein junges Weib und blickte träumerisch hinauf zur blanken Scheibe des Mondes.

Von ihrem einsamen Kämmerlein hatte Ragnhild lange in die Mondnacht hinausgeblickt, und schließlich hatte sie sich hier hinaus geschlüchtet. Es war ihr, als müßte sie draußen auf den mondbeschieneenen Fluren den Frieden suchen, den sie daheim nicht finden konnte. Bis vor kurzem war ihr Glück so ungetrübt gewesen, dann plötzlich hatten Agestiu's Worte nach der Predigt sie aus allen Himmeln gestürzt. Ein banges, banges Ahnen kam über sie, daß sie ihm nie ganz als Weib angehören würde, denn ihr Instinkt sagte ihr, daß er ihr fremd werden müsse, wenn er seinem künstlerischen Berufe folgte. Er brauchte die heimathliche Erde nur von seinen Füßen abzuschütteln, sie dagegen wurzelte tief in dieser Erde. . . .

Plötzlich fuhr sie zusammen und verbarg sich hinter dem Baumstamm; sie hatte Schritte gehört. Jetzt sah sie eine Gestalt über den Hofplatz gehen und erkannte den Geliebten. Sie ließ einen täuschend nachgemachten Eulenkruß, Agestiu's und ihr Erkennungs-signal, ertönen. Agestiu stuzte, zog die Hand von der Thürklinke und blickte nach der Richtung, von welcher der Eulenkruß gekommen war. Sein geübtes Ohr wußte Ragnhild's Erkennungs-signal wohl von dem Ruf einer Eule zu unterscheiden. Es durchzuckte ihn freudig bei der Aussicht, das geliebte Mädchen noch heute Abend bei dem wunderbaren Mondschein an sein Herz drücken, ihr von seinem Glück und von seinem Entschluß in's Ohr flüstern zu können.

„Ragnhild, Geliebte, Du hier? Was treibst Du hier im Mondschein, erkältest Du Dich auch nicht?“

„O nein, mir ist ganz warm.“

„Komm, mein Mädchen! Komm mit in den Wald. Ich muß Dir erzählen, was ich erlebt und welchen großen Entschluß ich gefaßt habe. Aber was sehe ich, Du hast ja geweint?“

„Ach, das hat nichts zu sagen, erzähle mir nur von Deinem Entschluß.“

„Zuerst mußt Du mir einen Kuß geben.“

Sie wandte ihm das verweinte Gesicht zu und reichte ihm die frischen Lippen, zwischen denen die Zähne im Lichte des Mondes feucht hervorschimerten.

„O, Ragnhild, wie glücklich macht mich Deine

Liebe, und doch kann ich hier nicht bleiben. Ich habe Flügel und ich muß sie gebrauchen. Fliege mit!“

„Ich kann nicht.“

„Fliege mit, Ragnhild, man kann, was man will.“

„Ich kann nicht, Agestiu, ach, ich habe ja keine Flügel.“ Es klang so trostlos, so unendlich traurig. Er bedeckte ihr Gesicht mit Küßen und streichelte zärtlich ihr blondes Haar. Sie waren am Zaun entlang bis zum Birkenwäldchen geschritten, als er ihr mit überströmendem Gefühl die Ereignisse des Abends schilderte. „O, Ragnhild, Du ahnst nicht, wie mir das Herz aufging, als ich zum ersten Mal nach langem Umhertappen auf fremdem Gebiet mich selbst wiederfand! Heute habe ich den wahren Kern des Lebens erblickt. ‚Sei Du selbst!‘ so heißt die wahre Lebensmoral. Und um darnach zu leben, will ich Alles opfern, in erster Linie das theologische Studium.“

„Und dann komme ich wohl an die Reihe?“

„O, sage doch so etwas nicht, Geliebte!“

Er schloß ihre Lippen mit Küßen.

„Wann gehst Du fort, Agestiu?“

„So bald wie möglich.“

Sie fuhr schmerzlich zusammen, that sich aber Gewalt an und sagte: „Wie kam es aber, daß Du das Manuscript bei Dir hattest?“

„Hatte ich ja garnicht!“ rief er lachend, „ich habe es hier geholt!“

„Um welche Zeit ungefähr?“

„Um neun etwa . . .“

„Da waren wir ja Alle noch auf, kein Mensch hat Dich gehört. Ich sah und las.“

„Ich habe Dich gesehen, Ragnhild . . .“

„Und bist so gekommen und gegangen?“

„Mir war bange, daß Du Dich meinem Vorhaben widersetzen würdest.“

Sie stellte sich vor ihn und faßte seinen Kopf zwischen ihre Hände.

„Dir bangt vor mir, Agestiu? . . . Ich mich Dir widersetzen? . . . Wann that ich das wohl, wann habe ich etwas Anderes gewollt als Du?“

Die absolute Hingabe, die sowohl in ihren Worten wie im Klang ihrer Stimme lag, rührte ihn tief. Er preßte das Mädchen fest an sich und liebte es mit einer leidenschaftlichen Gewalt wie nie zuvor. Und sie ließ ihn gewähren. Lebte sie doch nur in ihm und durch ihn. Ihm gehörte sie und sie wollte keinem Anderen gehören. Morgen ging er fort von ihr . . . vielleicht auf immer. Sie erwiderte seine Liebkosungen mit einer Leidenschaft, als wolle sie sich in dieser nächtlichen Abschiedsstunde für das freudlose Dasein schadlos halten, das nach seinem Fortgang ihrer harnte

Tief in der Nacht traten sie aus dem Walde

und schlüpfen über den Hofplatz. Sie schlüpfen durch den Klücheneingang in's Haus, um das Klingeln der Hausthür zu vermeiden. Lautlos stiegen sie die Treppe hinan. Auf dem oberen Flur blieben sie beide mit angehaltenem Athem stehen. Dann zog er sie an sich und küßte sie auf den Mund. Sie schlang beide Arme um seinen Hals und weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte. Durch das kleine vor Staub und Spinnweben fast undurchsichtige Fenster am Ende des Flurs sandte der Mond matte Strahlen auf die gegenüber liegende Wand. Ringsum war Alles dunkel. Eine Minute lang ertönte ihr unterdrücktes Schluchzen und sein zärtliches Geplüster. Dann knarrte eine Thür, und Alles wurde still. . . .

Draußen zog eine Wolke am Mond vorbei, und ein kalter Nordwest segte über die Felder. Der neue Wetterhahn drehte sich ein wenig und freischte. Dann schob die Nacht eine dunkle Schneewolke zwischen Mond und Erde und breitete ihren dicken Mantel über die Häuser auf Solhaug. — — —

Zwei Tage darauf trat Agestin auf Schneeschuhen seine Reise über den Björneberg an. Knud Solhaug hatte ihm kein Fuhrwerk geben wollen, obgleich ein Schneesturm im Anzug war. Ein stürmischer Ausritt war auf Agestin's Erklärung, daß er alle Brücken hinter sich abbrechen und Künstler werden wolle, gefolgt. Ragnhild war in Thränen aufgelöst, mit ihm auf sein Zimmer gegangen und hatte ihm geholfen, den Rucksack zu packen. Seinen Koffer wollte sie ihm nachschicken, sobald sich Gelegenheit dazu fand. Und so war sie in dem eisigen Nordwind ohne Kopfbedeckung den Berg hinab bis zur Landstraße mit ihm gegangen. Weiter durfte sie ihm ja nicht folgen. Hier hatten sie Abschied von einander genommen, thränenfeuchte Küsse gewechselt, und so war er gegangen, allein — über den Björneberg hinaus, um Künstler zu werden.

XIII.

Ein schöner Morgen im Monat März. Die Sonne liegt golden über dem großen Marktplatz Stortorget. Sie scheint so frühlingstfroh, daß selbst die alten wetterharten Gesichter der Marktweiber zu lächeln scheinen; die Bauerngäule spizen die Ohren und schlagen mit dem Schwanz, als ob schon Fliegen und Bremsen da wären, und die Sperlinge hüpfen um den Haserack und stehen, was sie können.

Es ist erst acht Uhr, also sehr früh für die Hauptstadt; darum sieht man auch nur hier und da eine kleine tapfere Hausfrau unter den vielen Dienstmoten, die geschäftig durcheinander laufen, um so rasch wie möglich die Einkäufe für ihre Herrschaften zu besorgen; denn wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und viel ist hier nicht zu mahlen. Die Marktweiber, die Semmel, Obst und „Cholerakuchen“ verkaufen, können nicht länger ihren vollen Winterumfang aufrecht erhalten. Sie sind sichtlich schlanker geworden.

Mutter Olsen ist ein Prachtexemplar ihrer Type, sie sieht aus, als wäre sie aus Bronze gegossen, und sie ist so dick wie sie braun ist, und wie sie heute aussieht, so sah sie vor zwanzig Jahren aus; sie ist weder jünger noch älter geworden, und wo sie vor zwanzig Jahren sah, da sitzt sie heute noch; jede Kratte kennt sie. Mutter Olsen hat so eben brühheißen Kaffee auf eine Untertasse gegossen und dieselbe auf drei Fingerspitzen balancirend, rückt sie ihrer Nachbarin, Mutter Hansen, etwas näher, um mit ihr eine Unterhaltung einzuleiten. Es wäre ja so, meinte sie, indem sie mit dem zahnlosen Gaumen das bereits im heißen Kaffee aufgeweichte Stück Zucker zerdrückte, daß der Marktplatz durch alle diese großen neuen Gebäude eleganter geworden wäre: „Aber nun sagen Sie mir, meine liebe Hansen, wo bleibt die Kundschaft? Was mache ich mir aus die hochgelegenen Läden, ich frage: Wo bleiben die gemüthlichen alten Butiken und die Bauernhandlungen?“

Mutter Olsen streicht mit der harten braunen Handfläche einen kristallklaren Tropfen von ihrer Nasenspitze fort und seufzt.

„Es ist, als ob wir nicht mehr dazu gehören, Hansen. Ne, da lobe ich mir die gute alte Zeit,

als die Schnapsbutike noch hier an der Ecke war. Damals war da noch Leben in der Bude, und mehr Geschäft zu machen. Jetzt sind die Leute alle zu feig, wissen Sie, um ihre Semmel bei einer alten ehrlichen Marktfran zu kaufen.“

Mutter Olsen stopft nachdenklich ihre kurze Thonpfeife, zündet sie an und vertieft sich in ihre Betrachtungen über den Wandel alles Irdischen. —

Ueber den Marktplatz schreitet ein junger Mann; sein Gesicht ist sonnenverbraunt, sein Anzug arg mitgenommen, er sieht aus, als hätte er eine anstrengende Tour hinter sich. Es ist Agestin, der nach einer vierzehntägigen Fußwanderung endlich in der Hauptstadt seinen Einzug hält. Er trägt kein Gepäck, seinen Rucksack hat er unterwegs verkauft, seine Uhr mit Kette verpfänden müssen. Er hatte die Reise von vierzehn Tagen auf Schneeschuhen unternommen. Auf dem Björneberg hatte er furchtbares Schneegestöber, und fast hätte er den Weg verfehlt; es gelang ihm nur mit Mühe und Noth, vor Anbruch der Nacht Unterkommen zu finden. Er verfolgte den Weg über die Trondsberge und die Sjaeggedalsgipfel, von denen aus er einen herrlichen Blick in das Gletscherreich des Niesenheim bekam. Hier ergriff ihn die Sehnsucht, die ihn als Kind veranlaßte, stundenlang träumend in das Wunderreich der Gletschermassen zu schauen. Jetzt war endlich die Gelegenheit da, eine Tour durch das Land seiner Träume zu unternehmen, diese Tour würde sogar den Weg bedeutend abkürzen, voraussichtlich würde er eine wunderbare Skibahn vorfinden und auch viel rascher vorwärts kommen als auf der langweiligen Landstraße. Die Sache hatte nur einen Haken: Sie war ohne Führer nicht ungefährlich, und er hatte natürlich kein Geld für solch einen Luxus, wie einen Führer. Zwei Tage lang lief er auf Skis über das „Niesenheim“, und mächtig waren die Eindrücke, die er hier empfing.

Am dritten Tage flog Agestin, den Wind im Rücken, bergab in's Thal. Hier war Thauwetter und Frühlingssahmung in der Luft, große Strecken der Felder lagen bereits ohne Schnee. Da verkaufte er seine Schneeschuhe an einen Nypp-Jäger und marschirte weiter. Die Märzsonne bräunte sein Gesicht und schwellte sein Herz mit frohen Hoffnungen. Alle Brücken waren hinter ihm abgebrochen, aber vorwärts konnte er, so weit er wollte. Er sang im Wandern so laut, daß die Berge widerhallten. Er nahm ein Bad im eiskalten Gletscherbach, wo dieser senkrecht im armbreiten Strahl vom Felsen herabstürzte, er bohrte Löcher in die Rinde der Birke und trank ihren nahrhaften süßen Saft; er ließ Angelgeräte und fing Forellen und Lachse, die er sich selbst zubereitete, und schlief in den Scheunen der Bauernhöfe; denn während des letzten Drittels des Weges war sein Geldbeutel chemisch rein von Gold und Silber.

Heute ist Agestin mit der Sonne aufgestanden, und hat schon drei Meilen zurückgelegt. Er läßt seinen Blick über die ihm so wohl bekannten Figuren und Gestalten des Marktes schweifen, ihr Anblick gewährt ihm Freude, sie sehen Alle so sonnig und vergnügt aus.

„Lieber Herr, wollen Sie heute nicht ein wenig mit mir handeln?“ fragt Mutter Olsen, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen. Agestin schenkt der Pyramide von Apfelsinen auf ihrem Tisch einen zärtlichen Blick; es sind doch noch einige darunter, die sich sehen lassen können, und er hat einen furchtbaren Durst. Von Mutter Olsen's Baaren sind die Apfelsinen das Einzige, das in Frage kommen kann, denn ihre Semmel und Cholerakuchen können ihn trotz seines Hungers nicht reizen. Er hat an dem Tage noch garnichts gegessen, und weiß, daß Alles, was man auf dem Markte kauft, besonders billig ist, er weiß aber auch, daß sein ganzes Vermögen fünf Dere sind.

„Was kosten Ihre Apfelsinen, Mütterchen?“ Er hat im Geheimen die größte und schönste ausgesucht.

„Sechs Dere, lieber Herr.“

Er greift nachlässig in die Hosentasche und holt sein Fünfoerestück hervor.

* Nypp — Schneeschuh.

„Da habe ich gleich eine Kupfermünze, die ich nicht gern mit mir herumschleppe, wollen Sie mir dafür eine Apfelsine geben?“

„Weil Sie ein junger, hübscher Herr sind, sollen Sie eine für fünf haben.“

Agestin ergreift die große, die er sich ausgesucht hat, giebt Mutter Olsen seine letzte Kupfermünze und eilt vergnügt weiter.

Jetzt lenkt er seine Schritte nach der Torvegaden; hier wohnt ein Studienfreund von ihm, ein junger Literat, den er aussuchen will. In den Thorweg eines alten, nicht sehr sauber gehaltenen Hauses auf der rechten Seite zwischen dem Markt und dem Rathhaus kehrt er ein. Pferde und Bauernwagen versperren ihm fast den Weg über den Hofplatz. Links ist ein Aufgang zu einer schmalen und steilen Treppe. Im dritten Stockwerk bleibt er stehen und liest die Namen der an den zwei Thüren angebrachten Visitenarten. Christian Johnsen — richtig, er wohnt hier noch. Agestin zieht die Klingel. Nach einiger Zeit erscheint ein Dienstmädchen, das, als es den staubigen und sonnenverbrannten Wanderer erblickt, ihm gleich die Thür vor der Nase wieder zuschlagen will, aber Agestin, der auf Aehnliches vorbereitet war, streckt rasch seinen Fuß vor und fragt in hochgebildetem Hauptstad-Norwegisch, ob Herr Johnsen zu Hause sei. Das Mädchen öffnet jetzt zögernd die Thür und antwortet, daß der Herr noch schlafe.

„Das schadet nichts, ich werde ihn schon wecken,“ erwidert Agestin und geht unverfroren in den Korridor, klopft an die zweite Thür links und öffnet dieselbe, da keine Antwort ertönt. Ein langhaariger Jagdhund erhebt sich von seinem Lager am Ofen und kommt ihm knurrend entgegen. Aber kaum hat er Agestin beschnuiffelt, so wedelt er mit der Ruthe und leckt seine Hand. Agestin streichelt das freundliche Thier und sieht sich im Zimmer um. Auf dem Sophatisch stehen leere Soda- und Whiskyflaschen. Die Luft des Zimmers ist dumpfig und schwer. Links befindet sich die Thür zu dem Schlafzimmer seines Fremdes. Agestin öffnet sie und sieht hinein. In dem zermüllten Bett an der Wand, ihm gerade gegenüber, liegt ein blonder, junger Mann, die Arme unter dem Kopf verschränkt und schnarcht laut. Agestin betrachtet ihn eine Weile lächelnd und zieht sich lautlos wieder zurück, um ihn nicht zu wecken. Darauf macht er es sich in der Wohnstube bequem, öffnet beide Fenster und nimmt seine Apfelsine hervor. Er hat sie geschält und sorgfältig zerlegt, als sein Freund Johnsen barfuß und im Nachthemd in der Thür erscheint. Sein ganzes Gesicht ist ein einziges Gähnen vom Kinn bis in die blonden Haarspitzen. Er hat die Thür knarren hören, und weil er schon seit mehreren Tagen sehnsüchtig den Geldbriefträger mit einem Honorar von der Redaktion des Abendblattes erwartet, ist er trotz seiner Müdigkeit aus dem Bett gekrochen.

„Alle Wetter nochmal, sitzt da nicht seine Ehrwürden der Pastor?! Mensch, wo kommst Du her? Doch vor Allem, gib mir die Apfelsine, ich habe einen Durst, einen Durst. . . Peter Lie und Arne Bing waren gestern hier und haben mich verführt, Pjoster zu trinken.“

Agestin giebt gutmüthig dem Freunde die Hälfte von seiner Apfelsine, die in einem Nu verzehrt ist.

„Ich habe zwar noch garnichts genossen, obgleich ich heute schon drei Meilen gegangen bin. . . .“

„Du sollst bei mir Frühstück bekommen. Aber nun sage doch einmal. . . Ich vermuthete Dich oben in Deiner Heimath, mit dem einen Fuß in einer fetten Pfarre?“

„Der Pastor ist ein für alle Mal an den Nagel gehängt.“

„Hu! mich friert!“ ruft Johnsen und galoppirt in das Schlafzimmer, aus dem er gleich wieder zum Vorschein kommt, aber diesmal in einem wathirten Schlafrock und mit Filsantoffeln an den Füßen.

„Und nun. . . was willst Du jetzt anfangen?“ fragt er, indem er sich Agestin gegenüber in einen Lehnstuhl setzt.

„Ich will schreiben.“

„Dichter werden? . . . Und hast Du. . . außer Deinem Talent, das ich ja in erster Linie anerkenne

— das weißt Du ja — hast Du außer diesem Talent, das nöthige Zeug dazu, ich meine die Mittel, um existiren zu können?“

„Nein, die Mittel muß ich mir verdienen.“

Der Freund machte ein bedenkliches Gesicht. „Wo wohnst Du?“

„Ich wohne garnicht. . . . Wie Du mich hier siehst, komme ich so eben von meiner Fußwanderung. Ich habe jeden Schritt von Solhaug bis hierher zu Fuß gemacht.“

„Und warum?“

„Weil ich kein Geld hatte.“ Agestiu erzählt dem Anderen eingehend, wie Alles gekommen ist.

„Und was beabsichtigst Du jetzt zu thun?“

Agestiu erhebt sich, eine senkrechte Furche gräbt sich zwischen den Augenbrauen in seine Stirn.

„Arbeiten! Arbeiten!“

„Aber was?“

„Gleichviel was! . . . Stundengeben, abschreiben . . . Steine klopfen!“

„Und wo willst Du für die ersten ein Unterkommen finden?“

„Hier bei Dir!“

„Sehr gut! Ich bekomme allmählig Vertrauen zu Deiner Sache, denn Du weißt jedenfalls, was Du willst. Wie ist es mit Deiner Garderobe?“

„Magenbild schickt mir meinen Koffer nach. Der könnte eigentlich schon hier sein.“

„Gut, dann bleibt es dabei, Du kannst hier auf dem Sopha schlafen, Frühstück und Abendbrot sollst Du auch haben, dafür kannst Du mir ja etwas helfen.“

Agestiu's Augen leuchteten auf: „Womit?“

„Du sprachst von Abschreiben. Ich habe einen neuen Band „Jagdgeschichten“ im ersten Manuscript da liegen, den ich gerne in's Reine geschrieben haben möchte. Ich komme nicht dazu. Willst Du das für mich thun? Und zugleich ein bißchen Kritik üben?“

Agestiu schüttelt dem Freund die Hand: „Ja, mit tausend Freuden, und ich danke Dir! . . . Erlaubst Du nun auch, daß ich bei Dir etwas Toilette mache? Ich nehme mich danach, mich ordentlich zu waschen. . . .“

Die beiden jungen Leute begeben sich in das Schlafzimmer, und eine halbe Stunde darauf erscheinen sie zum Frühstück; Agestiu in einem fast neuen Anzug, den er von seinem Freunde geliehen, und dieser, das blonde, etwas lockige Haar sorgfältig aus der Stirn gekämmt, in einer Art Jägerjoppe. Christian Johnson ist ein schlanker junger Mann in der Mitte der Zwanziger, sein bartloses Gesicht ist regelmäßig geschnitten, der Mund etwas schief mit einem wehmüthigen Zug, selbst wenn er lacht, seine großen dunkelblauen Augen blicken melancholisch. Er ist als Schriftsteller sehr beliebt; seine „Jägergeschichten“ haben berechtigtes Ansehen erregt durch die poetischen Schilderungen des geheimnißvoll düsteren Waldes.

Die zwei Fremde setzen sich an den Frühstückstisch, der indessen gedeckt worden ist. Das Essen besteht aus Kaffee, Brot, Butter und Ziegenkäse, und Agestiu läßt es sich schmecken. Johnson sieht mit Schrecken, wie sein ganzer Vorrath an Brot, Butter und Käse verschwindet. „Hast Du alle Tage solchen Appetit?“ fragt er entsetzt.

„Nein, bedenke doch, Mensch, daß ich mich von Solhaug bis zu Dir durchgehungert habe! . . . Dafür werde ich Deinen Roman um so schöner abschreiben.“ — — —

Schon am Nachmittag desselben Tages verliedert ein Anschlag in der Aula der Universität, daß cand. theol. Kösten Privatunterricht an solche Jünglinge erteilt, die zum Sommer ihr Studenten-Examen ablegen wollen.

Agestiu bekommt im Laufe der Woche einige Schüler, sein Koffer kommt an, er ist wieder in der angenehmen Lage, seine eigenen Kleider tragen und sich hin und wieder etwas Mittagessen leisten zu können, eine Annehmlichkeit, auf die er während der ersten acht Tage verzichten mußte. Darum behauptete Johnson auch, daß sein Appetit zum Frühstück und Abendbrot genau derselbe geblieben wäre, wie am ersten Tage.

Agestiu steht jeden Morgen sehr früh auf und

schreibt für seinen Freund ab, während dieser noch schläft. Nach dem Frühstück erteilt er Privatstunden. Johnson, der eine intergeordnete Stellung im Unterrichtsministerium hat, ist während dieser Zeit im Bureau, und Agestiu kann über die Wohnung frei verfügen. Dann kommt die Stunde, wo andere Leute zu Mittag essen. Das ist die böseste Zeit des ganzen Tages. Einmal hilft Agestiu sich mit Milch und Brot darüber hinweg, ein anderes Mal dichtet er sich durch, ein drittes Mal — geht er, vom Hunger geplagt, in die Volksküche. Nachmittags schreibt er an einer längeren Bauernnovelle.

„Da thust Du recht, das liegt für Dich,“ sagt sein Freund. „Du hast die nöthigen Vorkenntnisse und ein feines Auge für die Natur.“

„Meinst Du? . . . Offen gestanden, thue ich es, weil ich glaube, auf dem Wege rascher etwas zu verdienen.“

„Dann thue es nicht!“

Agestiu lächelt: „O, es hat keine Gefahr, an Begeisterung fehlt es mir trotzdem nicht, an Inspiration eben so wenig . . . es ist etwas Neues, was ich gern in die Bauernnovelle legen möchte, etwas, worüber ich da zu Hause grübelte.“ —

(Fortsetzung folgt.)



Bourgeoisie.

Szene von Hans Schwald.

Ein großes Empfangszimmer. Gewöhnliche, helle Tapete, an der Decke Kokos-Stuck; links führt eine mit Draperien verhängte Oeffnung in ein Damenzimmer, dessen rothe Plüschstühle zu sehen sind; zwischen zwei Fenstern geht eine Glas Thür nach einer Veranda, hinter der das helle Grün einer breiten Rasenfläche mit Rosenbeeten im Vormittagsmorgenschein aufleuchtet und seinen Schimmer durch die Fenster wirft. Der ganze Raum, der sonst das Abstoßende prophaner Geschmacklosigkeit an sich hat, wird durch das weiche, grüne Licht anheimelnd. Das große, geschmückte Wäderspind mit seinen vergoldeten Prachtbänden verliert an Aufdringlichkeit. Auch die vielen Bilder in Goldrahmen, die hohen Lehnstühle mit den riesigen Aufsätzen, die vielen Nippes über dem Divan und auf dem Schreibtisch geben etwas von ihrer Unvornehmheit auf in dem milden Licht.

Frau Winkler (eine üppige Frau, kurz vor dem Verblühen, doch mit jener Frische, die allen Frauen eigen ist, die nie innerlich oder nach außen kämpfen mußten): „Ja, weißt Du, ich muß ja glücklich sein! Mein Mann hält mir alle Sorgen fern, und dann ist er so lieb und gut gegen uns, gegen mich und unsere Kinder. Nicht, daß er so laut und lebhaft seine Liebe äußert, er ist manchmal sogar mürrisch, aber wenn ich dann ein gutes Essen gekocht habe, und es schmeckt ihm, siehst Du, sein gutes Wesen bekommt immer wieder die Oberhand. . . Und dann, wie mildthätig er ist! Gerade dieses Bewundernswerthe, Hülfreiche an ihm vergöttere ich!“

Frau Rast (die ihr auf einem Stuhl gegenüber sitzt, sie macht im Allgemeinen denselben Eindruck): „Ja, das ist wirklich etwas Bewundernswerthes, daß er, der so sehr von seiner großen Fabrik in Anspruch genommen wird, noch sich die viele Zeit abstiehlt, um das Amt des Kassiers der Vereinigung gegen Bettel auszufüllen. . . . Da fällt mir gerade ein . . . hast Du schon gehört? . . . Kaufmann Storm ist verschwunden. . . .“

Frau Winkler: „Wie? . . . Verschwunden?“

Frau Rast: „Nun, er ist seit acht Tagen nicht mehr nach Hause zurückgekehrt.“

Frau Winkler: „Ja, das ist aber schrecklich.“

Frau Rast: „Eben . . . und seine kleine, junge Frau sitzt nun mit ihren Kindern da.“

Frau Winkler: „Aber vielleicht macht er nur eine Geschäftsreise!“

Frau Rast: „Nein, es ist ganz sicher, daß er nicht wiederkommt. Die kleine Frau hat gestern einen Brief aus Hamburg von ihm erhalten. Er schreibt, daß er in Amerika ein neues Leben anfangen will. Seine Gläubiger wissen ja, Gott sei Dank, noch nichts davon. Aber nun müssen sie es doch bald erfahren. Und dann jagen sie die arme, kleine Frau aus ihrem Heim . . . Du kennst es doch;

es ist so ein richtiger, von allem Weltbösen abgeschlossener, trauriger Winkel, so ein Glücksheim für junge Leute, draußen im Westen, ein Häuschen, im Busch versteckt. . . .“

Frau Winkler: „Aber wie kommt es denn nur, daß er Alles, Geschäft und Familie aufgeben muß? Sein Holzhandel hob sich doch von Tag zu Tag!“

Frau Rast (görend): „Ja, liebe Hertha, wenn ich das so genau wüßte! Du weißt ja, wir Frauen in unseren Kreisen wissen nie, wie die Geschäfte unserer Männer stehen. Wir nehmen nie an ihren geschäftlichen Triumpfen oder Sorgen Theil . . . höchstens, wenn der Bankrott da ist. . . .“

Frau Winkler (unterbricht sie): „Aber beste Nelli, was sollen wir mit den Sorgen?! Wir können doch stolz sein, daß unsere Männer alle Rauhheiten des Lebens von uns abhalten!“

Frau Rast (leise, mit schüchternem Schmunzeln): „Ach, es müßte doch schön sein, die Kameradin des Mannes zu sein, als seine Gefährtin Alles mit ihm zu tragen. . . .“

Frau Winkler: „Nein, darnach sehne ich mich ganz gewiß nicht. Darum heirathet man doch nicht!“

Frau Rast: „Es wäre aber doch schön. . . Und wenn wirklich einmal solche Fälle eintreten, wie jetzt bei Storms, dann könnte man sich doch selber helfen.“

Frau Winkler: „Aber darnach verlangt mich wirklich nicht. Dann hat man doch noch seine Verwandten! . . .“

Frau Rast: „Ja, das ist ja eben das Furchtbare; keiner von den Verwandten der Frau Storm will ihr in der schweren Zeit zur Seite stehen. Eltern und Geschwister hat sie nicht . . . oder doch, einen Bruder hat sie in Berlin; aber der hat auch sein bißchen Geld durchgebracht.“

Frau Winkler: „Aber da ist ja der Kommerzienrath Becker, der so häufig bei Storms verkehrte. Der konnte doch die kleine Frau so gut leiden. Dem müßte es doch eine Kleinigkeit sein, dem armen, verlassenen Geschöpf zu helfen.“

Frau Rast: „Ja, sie hat ihn ja auch schon aufgesucht; aber er hat in der freundschaftlichsten Weise erklärt, daß er sich unmöglich mit solchen schmutzigen Sachen befassen dürfe, wolle er nicht seinen guten Ruf verlieren.“

Frau Winkler: „Wie denn? . . . Schmutzige Sachen?“

Frau Rast: „Nun ja, es handelt sich darum, das Häuschen und das Mobiliar für die Frau sicher zu stellen. Sie selbst ist ja so unerfahren und schüchtern. Sie sitzt fast fortwährend bei ihren Kindern und weint. . . . Ach, das ist zu schrecklich!“

Frau Winkler: „Aber es ist doch geradezu schmachvoll, daß Alle die arme Frau im Stiche lassen! Eine solche Ungefälligkeit! . . . Ja, ja, erst sind sie die besten Freunde . . . und man soll nur Einen brauchen. . . . am Abend sind alle Klagen grau!“ (Sieht erregt auf.) Siehst Du, das ist diese Erbarmlichkeit, diese Feigheit, die ich so sehr hasse. . . .

Kein Mensch hat den Muth zu einer so kleinen That! . . . Das ist empörend; das ist empörend! . . . Da hätte doch Einer zeigen können, daß er ein Mann ist, daß er mit seinen Mitmenschen fühlt. . . . In solchen Augenblicken glüht die ganze Größe meines Mannes in mir auf. Da weiß ich erst, wie bedeutend, wie erhaben er ist. . . .“

Frau Rast (freudig): „Ja, weißt Du, da könnte ja Dein Mann der armen Frau helfen! Niemand kennt die kaufmännischen Verhältnisse und Rechte besser als er. O, das wäre ja herrlich!“

Frau Winkler (lächelt): „Ja, ob er sich damit einlassen kann. . . . Er ist so sehr in Anspruch genommen. . . . Und dann. . . .“

Frau Rast: „Aber ich bitte Dich! Das kann er ganz ohne Bedenken thun. Die Gläubiger sind alle so gut gestellt, daß sie den kleinen Betrag, der bei der Versteigerung des Hauses auf den Einzelnen fällt, ganz gut missen können. Für die Frau bedeutet es aber die Sicherung ihrer Existenz — dieses Haus. . . . Glaube nur, die Frau denkt viel zu rechtlich und gewissenhaft, um das nicht so leichten Herzens zu thun. Aber sie muß es, wenn sie mit

Der Holzschnitt.

Von Oscar Kuhl.

ihren Kindern nicht umkommen will. . . . Dente doch, die Frau hat nichts gelernt. . . nichts!"

Frau Winkler (geht nach der Veranda): "Ach, da kommt ja mein lieber Mann! (Zurückrufend) Er wird der Frau schon helfen! . . . Wie ich ihn kenne. . ."

Frau Rast (ist ihr bis zur Thür nachgeit, wo sie den Eintretenden, Direktor Winkler, begrüßt): "Guten Morgen, lieber Herr Direktor!"

Winkler (ein stattlicher Mann; tritt mit der Sicherheit eines Kaufmannes auf, während er Alle mit kühler, geschäftsmäßiger Freundlichkeit anblickt): "Guten Tag, liebe Frau Rast! . . . Nun, Sie waren heute nicht in der Kirche? (Legt sein goldgesticktes Gebetbuch auf den Schreibtisch und zieht die schwarzen Handschuhe ab.) Da haben Sie viel veräumt! Pastor Krüger sprach über den barmherzigen Samariter; der sollte uns das Vorbild zu allen Handlungen sein. Nicht nur Kranken, sondern allen Hilfsbedürftigen sollen wir aushelfen. Unser Leben muß wieder ganz durchdrungen werden von dem hilfsbereiten Geiste des Christenthums. . . . Aber wer kommt denn da durch den Garten?"

Frau Rast: "Ach, das ist aber zu schön! Gerade jetzt muß die kleine Frau kommen!"

Frau Winkler (gedehnt): "So, das ist Frau Storm?"

Winkler: "Aber was will Sie denn?"

Frau Rast: "Sie werden's schon sehen. . . . Ja. . . Sie werden ihr schon helfen. . . Sie großer Mensch! . . . Komm, Hertha, wir wollen die Beiden allein lassen." (Zieht ihre Freundin mit hinaus.)

Frau Storm (eine kleine, verweinte Gestalt in dunklem Kleide): "Ach. . . Sie entschuldigen. . ." (Schluchzt auf.)

Winkler (führt sie nach dem Divan, immer kühl und freundlich): "Aber. . . nun. . . liebes Frauchen, beruhigen Sie sich nur. . . Nun. . . nun. . ."

Frau Storm (schluchzend): "Er. . . hat. . . mich. . . im Stiche gelassen. . . Helfen Sie mir. . . helfen Sie mir! . . ."

Winkler (unterdrückt seine peinliche Empfindung): "Ja. . . aber. . . Ich habe eben auf dem Wege nach der Kirche gehört. . . Wie kommt denn nur Ihr Mann dazu?"

Frau Storm: "Oh. . . der. . . Er ist. . . in. . . Begleitung durchgebrannt. . . Daher auch. . . die vielen Schulden."

Winkler: "So — so?! Und kann denn keiner Ihrer Freunde? . . . Nein? . . . Aber die sollten sich doch schämen! Wie kann man nur eine hilflose Frau im Stiche lassen. . . wegen solcher Kleinigkeit?"

Frau Storm (zutraulich): "Deswegen kam ich eben zu Ihnen."

Winkler: "So — so?! (Immer freundlich) Sehen Sie, ich muß aber auch an meine Kinder denken. Sie wissen ja, wenn man Kinder hat. . ."

Frau Storm: "Nicht wahr?! Dann weiß man, was es heißt, für sie sorgen zu müssen. . . und dann hilft man auch gern anderen Eltern. . ."

Winkler (sehr gütig): "Ja, meine hochgeehrte Frau, ich würde Ihnen gern helfen. . . aber eben, weil ich Kinder habe. . . ich muß doch auf das Wohlergehen meiner Kinder zuerst Bedacht nehmen. . ."

Frau Storm (ihre hoffnungsvollen Lächeln ist bei seinen Worten erstarrt, ihre weit aufgerissenen Augen blicken ihn brennend an): "Ja. . . (Sie will sich erheben, fällt aber auf ihren Stuhl zurück) Entschuldigen Sie. . . die Be. . . lästigung!"

Winkler (sucht seine Verlegenheit hinter großer Fätslichkeit zu verbergen; streicht ihre Hände): "Ja. . . ich kann es nicht!"

Frau Storm (küßt vor sich hin): "Oh — und nun. . . umbringen! . . ."

Winkler: "Aber liebes Frauchen! So rasch bringt man sich nicht um. . . das geht wieder vorüber!"

Frau Storm (bricht plötzlich vor ihm zusammen): "Helfen Sie mir! . . . Helfen Sie mir!"

Winkler (streicht ihr ruhig das Haar): "Aber liebes Frauchen! Bedenken Sie doch. . . meine Kinder. . . meine Ehrenstellen. . ."

Frau Storm (springt auf, taumelt hinaus, heiser flüsternd): "Nun. . . umbringen. . . umbringen! . . ."

Winkler (sieht ihr achselzuckend nach).

Frau Storm (von der Veranda aus): "Umbringen!" — — —

Unter den Verfahren, die es erlauben, von einer einmal hergestellten Platte eine große Reihe von Bildabdrücken zu nehmen, haben zwei eine besondere Bedeutung erlangt: der Kupferstich und der Holzschnitt. Es sind dies die Typen zweier einander entgegengesetzter Verfahren, des Tiefdrucks und des Hochdrucks. Bei beiden erscheinen auf dem bedruckten Papier die verschiedenartigsten Strichlagen. Die Abbildungen der "Neuen Welt" sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit Hilfe von Holzschnitten hergestellt; die Bilder der heutigen Nummer können also dazu dienen, das Prinzip des Tiefdrucks zu veranschaulichen. Beim Holzschnitt werden aus der ebenen Fläche der Holzplatte, auf der der Schnitt hergestellt wird, alle die Stellen ausgeschnitten, die auf dem Papier weiß bleiben sollen; bei dem kleinen Bildchen Holbein's ist demnach der größere Theil der Fläche vertieft, und überall da, wo im Bilde die feinen Linien erscheinen, ist das Holz in der ursprünglichen Höhe belassen. Umgekehrt arbeitet man beim Kupferstich in die Platte hinein: da, wo das Bild Linien aufweisen soll, gräbt man kleine Furchen



ein, die mit der Druckerwärze gefüllt werden, während die lichten Stellen in der Platte völlig unberührt waren.

Der Stil des Holzschnittes, von dem wir heute allein sprechen, hat seit seiner Erfindung verschiedene Wandlungen durchgemacht. Im Wesentlichen lassen sich diese aber auf zwei Grundformen zurückführen, die durch unsere beiden Bilder gekennzeichnet werden. Das Bildchen aus Hans Holbein's "Totentanz" ist ein Musterbeispiel für den älteren Holzschnitt, während die Wiedergabe der Zeichnung von Hans Herrmann die Eigenschaften des modernen "Tonschnittes" klar veranschaulicht.

Bei den älteren Holzschnitten war die Platte, auf der die Arbeit ausgeführt wurde, das "Stöckel", aus Birnbaumholz, und zwar wurde sie in der Längsrichtung der Holzfasern geschnitten. War diese Fläche genau geglättet und geebnet, so wurde die Zeichnung mit allen Einzelheiten auf das Stöckel übertragen, oder die Künstler führten sie selbst auf dem Holzgrund aus. Die Arbeit des "Formschneiders" bestand dann darin, daß er alle diese vorgezeichneten Linien mit größter Sorgfalt ausschchnitt. Zunächst trug er das Holz zu ihren beiden Seiten mit dem Schneidmesser ab, so daß sie von kleinen Furchen eingeschlossen waren. Alsdann wurden die Theile innerhalb dieser Furchen, die im Abdruck weiß erscheinen sollten, ausgehoben. Damit war das Stöckel fertig und der Abdruck konnte beginnen. Der Stock wurde mit Druckerwärze eingerieben; für den Druck legte man, als die Buchdruckerpresse noch nicht bekannt war, das Stöckel auf das Papier und presste es

stark auf, oder man feuchtete das Papier leicht an, legte es auf und rieb auf der Rückseite mit einem Lederballen.

Ein Blick auf das andere unserer heutigen Bilder zeigt, daß dieser Holzschnitt nicht auf dieselbe Weise gearbeitet sein kann. Das Charakteristische an ihm ist vielmehr, daß die schwarzen und die weißen Linien genau und zum Theil auch in gleicher Breite nebeneinander herlaufen, daß die Konturen als solche nirgends besonders hervorgehoben sind. Hier sind einfach die weißen Linien in das Holz eingegraben, und zwar so dicht beieinander, daß schwarze und weiße Linien einander meist gleichwerthig sind. Ueberall fast erscheinen lange, durchgezogene Linien, und nur an einzelnen Stellen, in den Köpfen zum Beispiel, stoßen kurze, verschiedenartige Strichlagen aufeinander. Diese größere Komplizirtheit der Aufgaben setzt aber ein anderes, wesentlich härteres Material voraus, als die Alten es hatten. Heute bedient man sich daher fast immer des bedeutend härteren und dichteren Buchsbaumholzes. Man schneidet die Scheiben auch nicht in der Längsrichtung der Fasern, sondern "über Hirn", d. h. senkrecht zu ihnen. Jedes Theilchen einer solchen Platte ist eine Endigung einer Holzfasel, nach allen Seiten hin bietet sich also dem Instrument der gleiche Widerstand, während das Langholz naturgemäß bei allzu feiner Arbeit in der Längsrichtung leicht splitterte. An die Stelle des Schneidmessers ist ferner der Grabstichel getreten, der bis dahin in der Regel nur vom Kupferstecher gebraucht wurde. Der Grabstichel läuft vorn in eine Dreikantspize aus und ist mit einem kurzen Griff versehen, den man in die hohle Hand gegen den Ballen legt und so mit viel größerer Kraft und Sicherheit führen kann als das Messer.* Bis zu welcher Feinheit man bei dieser Art der Arbeit Strichlagen und Punkte ausschneiden kann, das zeigt nicht sowohl das heutige Bild als noch viel mehr einige frühere Nachbildungen von Gemälden, zum Beispiel von Wagner's "Im Bergwald" oder von den Bildern Böcklin's.

Die Uebertragung der Vorlage auf den Holzstock geschieht in der Gegenwart durch Abpausen oder häufiger in einem photographischen Verfahren. Im ersteren Falle wird die geglättete Fläche mit einer weißen Farbe, einer Lösung von Kremsferweiß und Gummiwasser, eingerieben, dann die Zeichnung aufgepaust und mit Bleistift ausgeführt. Da aber, wo es sich um die Nachbildung von Photographien handelt, wie es bei unseren Bildern ja in der Regel der Fall ist, wird diese direkt von dem Negativ übertragen, indem der Holzstock mit einer lichtempfindlichen Substanz überzogen und zusammen mit der photographischen Platte dem Sonnenlicht ausgesetzt wird, so daß dann auf ihm das positive Bild entsteht. Schärfer noch wird die Nachbildung, wenn die Photographie durch Lichtdruck auf die weiß eingeriebene Fläche gedruckt wird.

Natürlich ist die Ausführung der Linien nicht überall die gleiche. Linien, die allmählich in hellere Theile übergehen, läßt man langsam in die Oberfläche des Holzes hineinverlaufen. Ganze Theile des Bildes, die anderen gegenüber heller erscheinen sollen, werden im Ganzen etwas tiefer gelegt; dann wird beim Druck das Papier nicht mit voller Kraft von der Druckfarbe getroffen und nimmt weniger Farbe auf. Beim ersten Abdruck wird auch manche Linie zu hart erscheinen; dann wird der Holzstock mittelst des Schabers behandelt. Dadurch wird die außerordentliche Weichheit des Tones erzielt, die auf unserem heutigen Bilde so besonders auffällt.

Ausbesserungen lassen sich, wenn etwas beim Schneiden versehen ist, nur sehr schwer anbringen. Meist muß ein ganzes Stück aus dem Holze herausgenommen und ein anderes eingesetzt werden. Es ist aber schwierig, die Spuren dieses Flickens ganz zu verwischen.

Die Technik des modernen Holzschnittes ist damit beschrieben. Es bleibt aber noch eines zu erwähnen, das für die praktische Verwerthung des einmal fertig gestellten Schnittes von größter Bedeutung ist: die galvanoplastische Bervielfältigung. Das Buchsbaum-

* Man spräche daher richtiger vom "Holzstich".

holz ist hart genug, daß es Tausende von Abdrücken liefern kann, ohne daß es zu stark abgenützt würde. Trotzdem ist es nicht im Stande, die Zahl von Ab-

Bervielfältigung des Holzschnittes ist kurz dies: Zunächst stellt man von dem Stöckel aus einer geeigneten bildsamen Masse, gewöhnlich Guttapercha, unter

platte eingehängt, die letztere mit dem positiven, die Guttaperchamasse mit dem negativen Pole eines galvanischen Stromes verbunden. Dann löst ber



Spitzenarbeiterinnen auf Burano. Nach einer Zeichnung von Hans Herrmann.

drücken zu ertragen, die für moderne illustrierte Zeitschriften, auch für die „Neue Welt“, bei der Höhe ihrer Auflage erforderlich ist. Es wäre aber äußerst kostspielig und zeitraubend, wenn man immer wieder neue Holzstücke schneiden lassen wollte. Hier hilft die Galvanoplastik aus. Das Verfahren bei der

einem starken Druck ein getreues Abbild des Originals her, macht dieses durch Ausbürsten von feinem Graphitstaub für den elektrischen Strom leitend und verfährt dann mit den gewöhnlichen Mitteln der Galvanoplastik. In eine Lösung von Kupfersulfat wird dieses Abbild und ihm gegenüber eine Kupfer-

elektrische Strom von dem Kupfer eine Schicht Ios und scheidet an der Guttaperchamasse genau dieselbe Menge Kupfer in einer dünnen Schicht, die sich allen Einzelheiten des Abbildes genau anschließt, wieder ab. Ist der Kupferr Niederschlag hinreichend stark, so wird er in der Regel durch Hintergießen von Blei

noch fester gemacht, auch wohl noch auf demselben galvanischen Wege vernickelt oder versilbert, und ist dann zum Druck fertig, ein ganz getreues Abbild des Originalholzschnittes.

Am Drucker liegt es nunmehr, darauf zu achten, die Druckfarbe richtig abzuwaschen, nicht zu viel zu geben und etwa an Stelle eines ursprünglich vorhandenen ausdrucksvollen Gesichtes einen schwarzen Fleck zu bringen oder auch durch zu wenig Farbe den Ton matt und grau zu machen.

Es sind nicht nur rein technische Unterschiede zwischen dem Holzschnitt Holbein's und dem modernen „Holzstich“; in diesen beiden gelangt ein Gegensatz in dem künstlerischen Charakter der alten und neuen Kunst zum Ausdruck, der im tiefsten Grunde die Kunstübung dieser beiden Epochen beherrscht: der Gegensatz der zeichnerischen und der malerischen Auffassung. Das charakteristische Merkmal der ersteren sind die Konturen, die lineare Komposition. Gewiß sind auch in dem kleinen Holzschnitt Schattierungen gegeben, durch die die Rundungen der Körper herausgearbeitet werden; gewiß ist eine starke perspektivische Vertiefung des Raumes erreicht, aber alles dies tritt zurück hinter der Umrißzeichnung, auf der die künstlerische Bedeutung dieses kleinen Wertes beruht. Ganz anders liegt es bei dem modernen Tonschnitt. Der malerische Eindruck ist hier das unbedingt herrschende Prinzip geworden. Die Konturen erscheinen fast aufgelöst, sie sind nirgends durch bestimmte Linien umrissen; Fläche stößt vielmehr an Fläche, und das ganze Bild erscheint als eine Komposition von verschiedenen Abstufungen hellerer und dunklerer Flächen, als eine Malerei in Schwarz und Weiß.

Einen weiten Entwicklungsweg mußte der Holzschnitt zurücklegen, ehe er zu der Höhe des Holbein'schen Schnittes und von da wieder zu der malerischen Auffassung gelangte. Die Anfänge des Holzschnittes liegen im Dunkeln. Aus dem Orient herüber scheint im Mittelalter der Druck von Zeichenmustern auf Zeug gebracht worden zu sein; auch zu Stempeln für Monogramme und für die reich verzierten Initialen in den Handschriften scheint man sich schon früh des Formschnittes bedient zu haben, ohne daß man jedoch an eine allgemeinere Verwendung dachte. Die eigentliche Geschichte des Holzschnittes beginnt erst mit der Bervielfältigung von wirklichen Zeichnungen und Bildern auf Papier. In dieser Art kam der Holzschnitt wohl erst gegen Ende des vierzehnten und ausgiebiger nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert in Gebrauch. Aus dem Jahre 1423 stammt der erste datierte Holzschnitt.

Die Voraussetzung für seine stärkere Verbreitung lag in der tiefgehenden Kulturbewegung jener Zeit des ausgehenden Mittelalters. In dem erstarkenden Bürgerthum der Städte erwachte das Interesse für solche leicht zugänglichen Darstellungen, aus ihm gehen auch für die neu aufkommende Kunst in erster Linie die Schaffenden hervor. Ein demokratischer Zug liegt darin. Vordem war Gelehrsamkeit und Bildung das Privileg des Klerus und einiger Weniger gewesen, die des Lesens kundig waren; hier bot sich etwas, das dem Drang nach Wissen auch bei dem Einfachsten und Aermsten entgegen kam. Einzeln flogen diese Blätter über's Land, wurden feilgeboten auf dem Jahrmarkt. Da erstand sich dann auch der Mann aus dem Volke um ein Billiges so ein Blatt und brachte diesen „Priest an der Wand“ mit nach Haus, um ihn an die Wand, oder an die Thür zu hängen. Text war Nebensache; was bildlich dargestellt war, wirkte auch für den des Lesens Unkundigen unmittelbar verständlich.

Sie sahen freilich meist böß genug aus, diese ersten Kunstblätter für's Volk. Es waren rein handwerksmäßige Erzeugnisse, in unbeholfener, derber Manier eifertig zusammengearbeitet. Flüchtig die Zeichnung, derb und breit die Striche, von Schattwirkung, Perspektive nichts zu verspüren. Und dann waren sie auch schön bunt bemalt, zuerst lediglich mit grellen Farben ausgetuschelt, später wenigstens mit einem Versuch der Modellirung auch in den Farben. Aber man muß gerecht sein: hinter den Neu-Nippiner Bilderbogen von heute brauchen sie sich auch nicht zu verstecken.

In ihrem Inhalt spiegeln sie, je länger, je mehr all' die Interessen jener Zeit wieder. Voran die religiösen. Szenen aus der Leidensgeschichte Christi, aus dem Leben der Maria, aus den Heiligenlegenden kehren immer wieder. Bismlich früh werden auch eine Anzahl von Blättern zu einem „Blockbuch“ zusammengefaßt. Die Biblia pauperum (Armenbibel), das Leben der Maria, die Ars moriendi (Kunst zu sterben) und die Phantasien der Offenbarung St. Johannis waren die wichtigsten unter ihnen. Daneben kommen auch allerhand weltliche Dinge in diesen Blättern vor, wissenschaftliche Sachen, und besonders gern seltsame Naturwunder. Portraits berühmter Männer der Geschichte, Ansichten von Städten und Bauwerken, historische Ereignisse, merkwürdige Naturereignisse, Mißgeburten wurden immer wieder dargestellt, und namentlich die letzteren Arten waren gewiß nicht weniger authentisch, als die Zeichnungen des Unterganges der „Bourgogne“ oder die Bilder vom amerikanischen Kriegsschauplatz, die in unseren illustrierten Journalen erscheinen.

So interessant aber diese Epoche des Holzschnittes kulturhistorisch ist, so wenig ergiebig ist sie in künstlerischer Hinsicht. Einen großen Schritt vorwärts macht dieser erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Bald nachher wird er zur Herstellung ganzer illustrierter Bücher, in denen Schriftdruck und Bildruck selbstständig nebeneinander stehen, verwendet. Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nehmen die Maler die Sache in die Hand, und nun geht es schnell vorwärts. Im Jahre 1493 erscheint Hartmann Schedel's Weltchronik, ein Buch mit über zweitausend Illustrationen, die in der Mehrzahl aus der Werkstatt Michel Wohlgemuth's, des Lehrers von Dürer, und von Wilhelm Pleidenwurff stammen. Portraits berühmter Männer, Städtebilder, Bauwerke, Darstellungen historischer Ereignisse füllen es aus. Im Jahre 1498 erscheint dann die erste Ausgabe von Dürer's Apokalypse, das erste in einzelnen Blättern vollkünstlerische Werk in der Geschichte des Holzschnittes.

Dürer hat sich selbst seine Formschnneider, unter ihnen den berühmten Hieronymus Andrea, herangezogen. Er zeichnete ihnen seine Arbeiten auf dem Stöckel vor, und für sie kam nun Alles darauf an, daß die Zeichnung mit allen Feinheiten im Abdruck wiedererschien. Die ersten Holzschnitte sind noch unbeholfen und theilweise roh genug; erst in den späteren Folgen gelangen die Absichten des Meisters zum Ausdruck. Dürer beseitigte auch die Skolorirung; er suchte durch die Zeichnung und Schattierung den Anforderungen an perspektivische Vertiefung und auch in gewissem Sinne malerische Wirkung gerecht zu werden. Neben Dürer steht Hans Holbein der Jüngere aus Basel. Dieser gewann in Hans Lützelburger den hervorragendsten älteren deutschen Formschnneider für sich, wenn auch nur für kurze Zeit, und das vollkommenste Werk, das aus dem Zusammenarbeiten Beider hervorgegangen ist, ist der „Totentanz“, aus dem unser heutiges Bildchen eine Probe in Originalgröße ist. Kaum je wieder in der Geschichte des Holzschnittes sind die Absichten des Künstlers mit so feinfühligem Verständniß verwirklicht worden, wie in diesen leichten und zarten Strichen, die nicht das Erzeugniß einer Reproduktion, sondern aus der Hand des Meisters direkt hervorgegangen zu sein scheinen.

Auf Dürer und Holbein folgt noch eine ganze Anzahl tüchtiger Meister in Deutschland; auch das Ausland, besonders Italien, bringt gute Leistungen. Das ganze sechzehnte Jahrhundert ist noch mit solchen angefüllt; ein reichliches kulturhistorisches Material ist in ihnen niedergelegt. Aber schon in den letzten Jahrzehnten desselben tritt der Holzschnitt gegen den Kupferstich zurück; den veränderten Ansprüchen der Zeit trägt dessen zierlichere, elegantere Art mehr Rechnung. Eine Zeitlang bemühen sich die Formschnneider, dem zu folgen; dann beginnt der Verfall. In den beiden folgenden Jahrhunderten ist von einem künstlerischen Holzschnitt fast nichts zu finden.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erweckt ihn Thomas Bewick in England zu neuem Leben. Dieser setzt sofort in dem neuen Stil, dem Tonschnitt, ein, der mit dem Grabstichel auf Buchsbaumholz

ausgeführt wird. Fast gleichzeitig beginnt eine neue Epoche des Holzschnittes auch in Deutschland; hier aber schließt man sich von vorn herein an die alte deutsche Tradition, gegenüber dem Tonschnitt „Facsimileschnitt“ genannt, an. Schon vor der Mitte unseres Jahrhunderts bringen zwei Maler den Holzschnitt wieder in die Höhe, Adolf Menzel in Berlin und Ludwig Richter in Dresden. Beide schaffen sich eine tüchtige Formschnneider-Schule; während die Berliner Schule den englischen Stil zwar nicht annimmt, sich aber doch von ihm beeinflusst zeigt, hält die Dresdener sich streng an den Facsimileschnitt, der noch lange in Deutschland die Regel ist. Die Illustrationen aus den Märztagen, die die „Neue Welt“ in diesem Jahre brachte, sind Beispiele dafür. Jeder Strich, der in diesen Zeichnungen erscheint, ist auf dem Stöckel vorgezeichnet und vom Formschnneider nachgeschnitten.

Seit etwa der Mitte unseres Jahrhunderts hat der Holzschnitt mehr und mehr eine noch größere Bedeutung für das Kulturleben unserer Zeit bekommen, als er sie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gehabt. Unzählige illustrierte Zeitschriften, die in den letzten Jahrzehnten eine nach der anderen gegründet wurden, die Mehrzahl der in großen Auflagen erscheinenden Bücher bedienen sich noch immer fast ausschließlich dieses Bervielfältigungsmittels. In stetigem Wettstreit miteinander entwickeln sie seine Technik weiter. Der Tonschnitt drängt aber in den letzten Jahrzehnten den Facsimileschnitt immer mehr zurück, namentlich seitdem die Photographie sich so glänzend entfaltet, und mit ihrer Hilfe die Nachbildung von Gemälden stärker in Aufnahme kam. In Deutschland ist freilich noch heute ein gewisses Schwanken zu bemerken, während das Ausland konsequent auf diesem Wege weiter geschritten ist.

Seine glänzendste Entwicklung hat der Tonschnitt in Amerika erfahren. Dort hat sich ein echter Illustrationsstil herausgebildet. Man arbeitet in Amerika fast nur nach Zeichnungen, die auf die Technik des Holzschnittes berechnet sind, und sehr wenig nach Gemälden. Die großen Zeitschriften, die in ungeheuren Auflagen ins Land gehen, haben alle einen Stab von Zeichnern, unter ihnen solche von hervorragender künstlerischer Begabung, die ihnen Illustrationen von fernem Ländern, die sie besuchen, von sensationellen Ereignissen, Kriegs- und Entdeckungsfahrten, die sie mitmachen, liefern. Das stete Zusammenarbeiten von Zeichnern und Formschnidern hat die ersteren dazu geführt, daß sie ihre Arbeiten den Bedingungen des Holzschnittes mehr und mehr anpaßten, und so haben sie eine hervorragende Technik geschaffen. Es ist hier nicht anders als in jedem Gebiete der Kunst. Diejenige Leistung, die der Eigenart des Materials und der Technik am meisten angepaßt ist, darf auch künstlerisch als die vollendetste gelten. Nicht der Holzschnitt steht am höchsten, in dem sich die unglaublichsten Feinheiten der Strichelung finden, sondern der, welcher mit dem Grabstichel auf dem harten Holze am bequemsten und sichersten auszuführen ist. Große, breite, zusammenhängende Linienführung also, Vermeidung jedes kleinen „Gebitzels“.

Beim Tonschnitt ist der Formschnneider viel selbständiger, er kann also viel mehr künstlerische Eigenschaften entfalten als beim Facsimileschnitt. Er hat nicht vorgezeichnete Striche nachzuschneiden, sondern Tonflächen von größerer oder geringerer Helligkeit in die Strichlagen, mit denen er arbeitet, zu überlegen. Hierin gerade kommt ihm der amerikanische Zeichner entgegen. Er führt die Zeichnung in der denkbar größten Einfachheit der Flächen und Linien aus, giebt möglichst wenige große, durch bestimmte Helligkeitsstufen verschiedene Flächen; diese bildet der Formschnneider dann bequem durch größere oder geringere Enge und Tiefe der Strichlagen nach, und sucht so den Eindruck der Tonwerthe, die in der Zeichnung gegeben waren, zu treffen.

Unser Bild „Spitzenarbeiterinnen auf Burano“ zeigt diese Technik. Es ist nach einer Zeichnung von Hans Herrmann geschnitten. Freilich kann dieser Schnitt sich an Freiheit und Kühnheit des Striches nicht mit den amerikanischen messen, aber er zeigt doch die durchaus malerischen Eigenschaften dieses Stils. Man sieht aus der Reproduktion deutlich,

wie der Zeichner mit Gouachefarben in einigen grauen Flächen den Hintergrund der Szene entworfen hatte. Die Häuserwand, die Fensterladen sind im Schnitt alle in einfachen Strichen dargestellt, und da, wo dunklere Tüpfen des Pinsels nachzubilden waren, sind die Linien ein klein wenig abgelenkt und vertieft. Besonders charakteristisch ist die Behandlung der Menschen und Häusermassen im Hintergrunde, die nur als Flächen nebeneinander stehen. Im Vordergrund ist die Farbe etwas lebhafter. Einige Lichter sind aufgesetzt, in den Köpfen sind größere Tiefen der Farbe gegeben. Alles darin ist weich und breit und fleckig. Man hat fast den Eindruck, als habe man nicht Linie neben Linie, sondern die Arbeit des Pinsels selbst, in zusammenhängendem Fluß hingestrichene düstige-graue Flächen vor sich, die zu einem malerischen Ganzen komponiert sind.

Bei den Nachbildungen von Gemälden, bei deren Entwurf gar nicht an den Holzschnitt gedacht ist, kann diese Weichheit des Tones selten erzielt werden. Das gemalte Bild giebt meist zu viele Zwischenstufen in den Farben, gestattet daher nicht, in breiten Flächen diese malerischen Wirkungen herauszuarbeiten. Bei aller Müheleistung ist der Formschneider nicht im Stande, die Feinheit der Uebergänge, die das Bild in den Farben bietet, wiederzugeben; der Holzschnitt wirkt in der Regel härter, glatter als das Bild. Es sind hier freilich noch erhebliche Unterschiede. Man vergleiche einmal den französischen Schnitt nach dem Bilde Muenier's, „Kurze Raft“, mit der gegenüber-

stehenden Nachbildung von Wagner's „Im Bergwald“ in einer der früheren Nummern. Diese kann sich nicht genug thun in der Wiedergabe der Einzelheiten, in jenen ist etwas von der einheitlichen Stimmung des Bildes hinüber gerettet. Je klarer die Arbeit, um so leichter der Druck; bei einem so feinen Schnitt droht gar sehr die Gefahr des schwarzen Kleres.

Das Aussehen der Tonschnitte ist stark beeinflusst durch das Aufkommen der Photographie. Zu wirken wie eine Photographie, gilt als ihr letztes Ziel. Mit dieser sind aber mechanische Vervielfältigungsverfahren entstanden, die ihm gefährlich zu werden drohen, da sie bedeutend einfacher herzustellen sind. Noch sind diese Neigungen nur unter günstigen Bedingungen anzuwenden, wenn man nicht die Gefahr mit in den Kauf nehmen will, auch einmal ein völlig verwischtes Bild zu bringen. Sollte es aber gelingen, diese Schwierigkeiten ganz zu überwinden, dann wäre es mit dem Holzschnitt für derartige Zwecke vorbei, und nach den bisherigen Fortschritten läßt sich dies wohl annehmen. Der Holzschnitt im Allgemeinen brauchte deshalb nicht unterzugehen.

Gerade in der letzten Zeit wenden sich die Künstler wieder den vervielfältigenden Künsten zu. Auch den Holzschnitt will man zur Schaffung völlig selbstständiger Kunstwerke verwenden. Bis jetzt bewegen sich diese Bestrebungen in zwei Richtungen: Die Einen halten sich an Dürer und seine Zeitgenossen und versuchen, deren Stil wieder aufzunehmen. Die Engländer, unter ihnen William Morris und Walter

Crane als die bekannteren, waren die ersten; Joseph Sattler in Deutschland ist ihnen gefolgt. Um die neue Buch-Illustration, die das Buch als Ganzes zu einem Kunstwerk machen will, haben sie sich bleibende Verdienste erworben. Die andere Richtung ist durchaus modern, in ihrer Stoffwahl wie in der neuen Technik. Ein französischer Schweizer, der in Paris lebt, Felix Balloton, ist ihr Vertreter. Es ist ein merkwürdiges Ding, ein Holzschnitt von Balloton. Da stellt er in einem Bilde den russischen Dichter Dostojewski dar. Eine tiefschwarze Fläche als Grund, aus der geisterhaft bleich das Antlitz hervorleuchtet. Nur ein paar starke Striche, in denen Augen, Nase und Mund skizziert werden, unterbrechen diese weiße Fläche, sonst ist nur der Kontrast von Schwarz und Weiß — und doch ist die Fläche belebt und wirkt stark malerisch! Balloton ist aber vor allem Meister der Linie, und das führte ihn zum Holzschnitt. Er nimmt nur das von seinem Vorwurf, was einen Zug von dessen Wesen zu kennzeichnen scheint. Es sind ganz wenige Linien, die er giebt, aber sie enthalten einen Charakter. Und so eignet sich dieser zeichnerische Stil wie kein anderer für den Holzschnitt. Balloton führt die Holzschnitte selbst aus; aber er, der Künstler, vergeudet seine Kraft nicht an rein technische Schwierigkeiten. Seine Technik legt ihm, bei der Sparsamkeit ihrer Mittel, nicht die geringsten Fesseln an und erlaubt ihm zugleich, seine künstlerischen Absichten am vollständigsten zur Ausführung zu bringen. —

♦♦♦ Kammeraden. ♦♦♦

Aus dem Englischen von M. Vary.

Es war ein unerträglich heißer Sommertag. Im Stadtviertel der Bornehen war Alles wie ausgestorben; kein Mensch ließ sich blicken, weder auf der Straße, noch in den wohlgepflegten Gärten. Ueberall hatte man die Fenster geschlossen und die Jalousien herabgelassen. Selbst im Innern der Häuser war jedes werktägliche Geräusch verstummt; Alles hatte sich der Ruhe hingegeben. Im Osten der Stadt aber, wo kleine Ladenbesitzer, Handwerker und Tagelöhner wohnten, konnte man nicht nach Willkür seine Arbeit niederlegen. Die bittere Sorge zwingt selbst die schon Ermatteten, unbekümmert um Hitze und Kälte, Tag um Tag, Stunde für Stunde weiter zu schaffen.

So saß denn auch Johannes Werner, „der dicke Hannes“, wie er von den Nachbarn genannt wurde, auf seinem kleinen dreibeinigen Schusterbock und stidte die Sohle eines schon stark abgenutzten Stiefels. In der niedrigen überfüllten Werkstatt, die Wohnstube und Küche zugleich bildete, herrschte ein erstickender Dunst von Petroleum und Lederfett.

Hannes hatte, um den glühenden Sonnenbrand etwas abzuwehren, eine alte Zeitung mit zwei Nägeln vor die Scheiben geheftet; aber nicht seinetwegen, ihn stidte die Sonnenhitze nicht, obgleich ihm der Schweiß in großen Tropfen von der Stirn rann. Er wollte sein Weib und sein Kind schützen, die sehr von der Hitze zu leiden schienen. Die Frau hatte ihr verwaschenes Kittkleid gelöst, und man sah es ihrem bleichen, abgehärmten Gesichte wohl an, daß sie vor Ueberanstrengung und Müdigkeit fast zusammenbrach. In ihrem Schooße lag ein sehr schwaches und kraftloses Baby. Von Zeit zu Zeit schlägt es die matten Lider auf und blickt mit glanzlosen Augen starr auf seine Umgebung. Manchmal, wenn es sich leise bewegt, fährt die Mutter zusammen und verzagt mit ängstlicher Sorgfalt die lästigen Fliegen.

„Ach, Vater,“ sagt sie endlich, „das Kind ist schrecklich krank und wird jede Minute heißer.“

„Schadet nichts, Frau,“ entgegnet der dicke Hannes beruhigend. „Er ist nicht halb so krank, wie er aussieht; Du bist zu ängstlich. Paff' auf, wie er lacht, wenn ich ihm meine Ahle hinhalte!“

Die Frau aber lächelt mitleidig. „Ne, Vater, siehst Du wohl,“ sagt sie traurig, „er rührt sich nicht mal.“ Hannes legt seine Ahle mit einem trüben Blick auf das Kind wieder auf den Arbeitstisch zurück.

Der Schatten der Zeitung fällt quer durch die Stube; draußen aber zittert die Luft in versengender Gluth. Vor Johannes Werner's Hause standen freilich ein paar Bäume, doch nackt und kahl streckten sie ihre Aeste zum Himmel empor. Die Raupen hatten an den spärlichen Blättern willkommenes Futter gefunden, und was sie übrig gelassen, hatte die Sonne frühzeitig verdorrt.

Da sagte die Frau wieder: „Du, Vater, sechs haben wir nun schon und eins ist schöner und prächtiger als das andere; aber so klug wie Fritz war keines. Schon vor einer Woche konnte er sich ganz allein am Stuhl in die Höhe ziehen und dann blieb er so lange stehen, bis Du ihn auf den Arm nahnst, weißt Du noch?“ Hannes beugte sich über das kranke Kind.

„Ja, er ist sehr schnell abgefallen, denn er war der Dickste von Allen!“

Er nahm eines seiner dünnen, gelben Händchen vorsichtig in seine eigene große, haarige Faust. „Sieh mal Deinen Alten an, mein Junge,“ flüsterte er, aber das Kind bewegte sich nicht.

Die Sonne war untergegangen, und roth erstrahlte im Westen der Himmel. Trotzdem die Luft noch immer schwül und drückend war, versprach der Abend doch herrlich zu werden. Hannes Werner war deshalb aus seinem engen, dumpfigen Stübchen hinausgegangen, um nach Feierabend die frische Luft zu genießen. Er ging mit seinem armen, kranken Kinde bis zur großen eisernen Brücke, die in hohen Bogen über den Fluß führte, und ließ sich dort auf einer Bank nieder. Unter ihm fahren Dampfboote dahin, Ruderboote gleiten an ihm vorbei, und fröhlicher Gesang tönt vom nahen Ufer. Er aber sieht und hört nichts von alledem, denn das kranke Kind in seinen Armen fesselt seine Aufmerksamkeit.

Minutenlang erhebt sich ein angenehmer, kühler Lusthauch. Der Kleine öffnet die Augen und lächelt seinen Vater an.

„Daddy,“ stammelt er; dann sinkt sein Kopf wieder auf den Arm des Flickschusters, und er schläft ein.

Auch Hannes ist sehr müde und hält sich nur mit Anstrengung aufrecht, doch er bleibt sitzen, damit sein krankes Kind die reine, kräftige Luft einathmen kann.

„Armer, kleiner Kerl,“ murmelt er, „in dem dumpfen Loch zu Hause wäre er heute Abend sicher gestorben.“

Die Abendröthe war vom Himmel gewichen; es wurde dunkler und dunkler. Allmählig wurden in der Stadt die Laternen angezündet und warfen einen unbestimmten flackernden Schein bis hinüber auf die Brücke. Der Fluß lag düster vor ihm und nur der Widerschein der Laternen zitterte auf seinen sanften Wellen. Wie ein langes, breites, glänzendes Band schlängelte sich der Fluß zwischen den Ufern hin.

Noch immer saß der Mann dort, und das Kind schlief friedlich in seinen Armen.

Einige Tage später setzte sich Johannes Werner wie gewöhnlich nach Feierabend einen Stuhl vor die Hausthür, um dort seine Zeitung zu lesen. Um diese Zeit herrschte dort reges Leben, und die Straße war fast wie ein gemeinschaftliches Wohnzimmer. Hunderte von Kindern schwärmten umher und spielten auf den warmen Steinen, während die Frauen auf den Hausthürstufen saßen, sich mit ihren Schürzen fächelten und miteinander plauderten. Dann und wann kam ein kühler Windstoß vom Flusse her und wurde von Jedermann mit lauter Freude begrüßt.

Kurze Zeit nachher trat auch Frau Werner aus dem Hause und setzte sich zu ihrem Manne.

„Ist Deine Hand heute Abend sehr geschwollen?“ fragte sie ängstlich, als sie sah, wie er vor Schmerz zusammen zuckte.

„Vor zwei oder drei Tagen hatte er das Unglück gehabt, sich eine Ahle durch den Daumen der rechten Hand zu treiben. Sorglos hatte er sich um den verletzten Finger ein wenig Watte gewickelt und weiter gearbeitet, trotzdem der ungenügende Verband von geronnenem Blute und von der Arbeit sehr unsauber geworden war.“

„Ach, Frau, es schmerzt viel mehr als gestern. Es pocht und hämmert gerade so, als ob der Teufel sein Handwerk d'rin triebe,“ antwortete der dicke Hannes niedergeschlagen; denn sein Daumen war ihm für seine Arbeit unentbehrlich, und sein Verdienst wiederum unentbehrlich für sein und sieben Anderer Leben.

„Mußt morgen lieber zum Doktor gehen, Vater.“

„Zum Doktor laufen,“ knurrte Hannes ärgerlich, „ja wohl, zum Doktor gehen! Und dabei habe ich noch nicht mal einen Groschen für Kohlen übrig, und der Winter rückt jeden Tag näher.“

„Ach was,“ meinte die Frau und lachte. „Wer denkt bei der Hitze schon an den Winter. Du mußt morgen früh zum Doktor.“

„Ich will lieber umkommen,“ brummte der Mann.

Aber am nächsten Tage machte er sich doch auf den Weg, und sie begleitete ihn.

Mit ernstem Blicke betrachtete der Doktor die stark aufgeschwollene, entzündete Hand.

„Der Daumen muß abgenommen werden. Immer dieselbe Geschichte mit Euch Leuten. Ihr wartet, bis es zu spät ist, dann kommt Ihr und denkt, daß man Euch noch helfen kann. Ihr könnt froh sein, daß Ihr nicht auch noch den Arm verlieren müßt.“

Hannes taumelte, laut aufstöhnend, zurück. Sein Weib klammerte sich an ihn und jammerte und schrie: „Nein, Vater, er soll Dir nichts thun, ich will Dich schon wieder gesund machen. Laß Dich nicht von ihm anrühren!“

„Schickt die Frau fort,“ sagte der Doktor. „Ihre Unvernunft föhrt mir.“

Der Fläschhüter sank auf einen Stuhl und zitterte an allen Gliedern vor Aufregung. „Aber Doktor — mein Handwerk — ich will lieber sterben!“

„Gut, wenn Ihr lieber sterben wollt!“
„Du sollst nicht sterben! Nein, Du sollst nicht sterben! Ich will Dir helfen,“ rief die Frau dazwischen und umschlang ihren Mann und zog seinen Kopf an ihre Brust.

„Oh, mein armer, lieber Mann,“ flüsterte sie und strich ihm mit ihrer harten, braunen Hand lieblosend über's Haar.

„Es wird schon Alles wieder gut werden...“

Eine Stunde später saßen sie zusammen in dem alten Omnibus. Sein Arm lag in einer Schlinge, und seine rechte Hand war vollständig verbunden. Der scharfe, durchdringende Jodoformgeruch machte Hannes fast krank, und es war kein Wunder, daß alle Leute von ihm wegrückten. Er sah sehr matt und blaß aus, und seine Lippen waren wie im Schmerz fest aufeinander gepreßt. Sie aber schluchzte noch immer und ihr Gesicht war vom Weinen roth und geschwollen. Ab und zu klopfte der dicke Hannes ihr mit der Linken auf die Schulter.

„Na, na, Frau,“ sagte er matt, „es thut fast nicht mehr weh!“

Die Bäume draußen vor Johannes Werner's Hausthür schüttelten verwundert ihre Wipfel. Das spärliche, fahle, vertrocknete Laub flog raschelnd auf's Straßenpflaster.

Ja, es war etwas Seltsames, was sie erblickten.

Feuilleton.

Hans Holbein's Todtentanz, von dem wir heute ein Probeblatt bringen, hat kulturhistorisch ein außerordentliches Interesse. Er ist entstanden in Basel in den Jahren 1524 bis 1525, gedruckt wurde er allerdings erst viel später, 1538, bei den Gebrüdern Trechsel in Lyon. Vierzig Bildchen in dem Format, das unsere Nachbildung zeigt, waren darin enthalten. Ein eindringliches, geschichtliches Stimmungsbild entrollt sich in ihm. Es war die Zeit kurz vor dem großen Bauernkrieg (1525), die in der Phantasie des Künstlers jene Reihe schauriger Bilder wach werden ließ. Zwar war das Thema durchaus nicht neu; vielmehr finden sich schon während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts ähnliche Darstellungen, die Verdrängnis der Zeit legte den Menschen solche Vorstellungen nahe. Mit Vorliebe beschäftigte man sich mit den „letzten Dingen“; die erregte Phantasie wurde nicht müde, die Schrecknisse des Todes auszumalen, und das „jüngste Gericht“ hielt wie etwas nahe bevorstehendes die Gemüther in Angst. Aus dieser Stimmung heraus entstand das Bild von dem Todtentanz, von dem wilden Knochenmann, der mit allen Menschen, ohne Unterschied des Standes, des Alters, des Geschlechts, seinen furchtbaren Tanz aufführt, all ihre Lust und Lebensfreude zerstört und sie mit höhnischem Grinsen, unter grauenhafter Musik, jäh aus dem Leben abrufft. Das ist das Motiv, das in den vierzig Bildchen des Todtentanzes mit einer außerordentlichen Kraft der Darstellung, mit nie ermüdender Phantasie variiert wird, nachdem in den ersten vier getreu nach den Anschauungen der Bibel dargestellt ist, wie der Tod durch den Sündenfall in die Welt gekommen. Deutlich ist aber in diesen Bildern eine soziale Tendenz niedergelegt, die sich gegen die Mächtigen und Reichen der damaligen Welt richtet. Wo das Bild selbst noch einen Zweifel darüber lassen könnte, beheben ihn der darüber gesetzte Wappenspruch und der Vers in französischer Sprache unter dem Bilde, die jedem Blatt beigegeben sind. Niemand ist vor dem Gleichmacher Tod sicher: Den Papst überrascht er im Augenblicke seines höchsten Triumphes, als er dem Könige die Kaiserkrone auf's Haupt setzen will; hinter dem Thronessel des Kaisers taucht plötzlich das Geipent auf und drückt den Inhaber nieder; dem König mischt er beim prunkvollen Mahl den Todesstrank; der Kaiserin naht er als Hofnar und schmeichelt sich bei ihr ein, um dann plötzlich seine wahre Gestalt zu enthüllen und die vor Entsetzen Schreiende zu paden. Am härtesten schwingt der Künstler seine Geißel gegen die Priester, deren unredlich Treiben er in den verschiedensten Formen brandmarkt: dem besprechlichen Kardinal, der dem gottlosen Reichen für Geld den Erlaß seiner Sünden verkauft, reißt er den Hut vom Kopfe; mitten in der Ausübung seines Amtes in der Kirche rafft er einen anderen dahin; vor dem, der einem Sterbenden das Sakrament bringen will, zieht er als Mefner voraus und weißt ihn so selbst dem Tode; hinter dem Pfaffen, der in seiner Predigt die Wahrheit verdreht und den Gläubigen vor ihm einzuschwören sucht, daß „Licht dunkel, gut böse, süß bitter“ ist, erscheint er grinsend auf der Kanzel mit dem Stundenglas, das anzeigt, daß seine Uhr abgelaufen ist; der Nonne, die selbst während des Gebets vor dem Hausaltar dem Geklimper ihres Buhlen lauscht, lösch er das Licht. Nach den Priestern kommen die Reichen am schlimmsten weg: dem Geizhals schleppt er das Geld fort; dem raffgierigen Handelsmann erscheint er; vor dem unbarmherzigen Reichen, der die Bitten des Bettlers nicht hört, liegt er plötzlich auf dem Wege und reißt ihm den Knochenarm mit dem Stundenglas

entgegen; dem ungerechten Richter, der das Geld des Reichen nimmt und das Recht des daneben stehenden Armen nicht sehen will, macht er den Garauß. Gegen ihn helfen nicht die Waffen des Edelmannes, die Rüstung des Kriegers; er raubt den Kindern die Mutter, der Mutter das Kind; alle Weisheit schützt nicht den Gelehrten, seine Kunst nicht den Arzt. Aber während er den Reichen und Bösen als Mörder erscheint, ist er den Armen ein Tröster: den gebeugten Alten, die uralte Frau führt er zum offenen Grabe und spielt ihnen dazu auf seinem Hackbrett auf; den elenden Bettler erlöset er und dem hinter dem Pfluge hart arbeitenden Bauern führt er die Pflüge, während in der friedlichen Landschaft hinter fernen Bergen die Sonne sinkt. Und über unserm Bilde steht der Spruch: Kommt zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid! Zwar will der Krümer nichts von diesem Tröster wissen, er eilt und weist zur Stadt, die er noch erreichen will; aber der Tod reißt ihn mit Gewalt zurück, er will ihn von der drückenden Bürde seines hochbeladenen Tragforbes und von dem Glend seines Dageins befreien. . . . Ein tiefer stiller Ernst, ein scharfer Wld für die Gebrechen der Zeit und die Schwächen der Menschen spricht aus diesen Bildern. Ein Blatt, welches das „jüngste Gericht“ darstellt, an dem Jeder Rechenschaft für seine Thaten im Leben ablegen muß und ein „Wappen des Todes“ beschließen dieses Werk eines der größten deutschen Künstler. —

Spitzenarbeiterinnen auf Burano. Vor ihrem Häuschen auf der Straße sitzt eine Gruppe von Frauen und Mädchen; sie sind eunig bei der Arbeit; zierliche Gebilde, vielbegehrte zarte Spitzen entstehen unter ihren geschickten Händen auf den runden Riffen, die ihnen auf dem Schooße liegen. Es ist eine Szene, wie sie auf der kleinen Laguneninsel Burano alltäglich ist: die Auserichtigung der Spitzen bildet eine Haupterwerbquelle ihrer Bevölkerung, wie auf dem benachbarten Murano die Glasindustrie. Schon in früheren Zeiten, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, als Venedig einen hohen Ruhm durch seine Spitzenindustrie besaß, waren die Frauen Buranos stark daran theilhaftig und schufen sich auch einen eigenen Stuch, der sich neben dem „Stich von Venedig“ wohl zu halten vermochte. In Venedig und in Burano wurde ausschließlich mit der Nadel gearbeitet, und diese Erzeugnisse erlangten gerade hierdurch einen so großen Ruf, daß venezianische Arbeiterinnen zum Beispiel nach Frankreich geholt wurden, um dort in Schulen die einheimischen Arbeiterinnen in ihrer Art zu unterrichten. Mit dem Niedergange Venedigs geräth gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch seine Spitzenindustrie in Verfall; die bedeutend gewordene französische Konkurrenz schlägt sie allenthalben aus dem Felde. Jetzt kommt eine Zeit furchtbaren Glends für die Bewohner von Burano. Die Männer suchen ihren Erwerb vorwiegend im Fischfang; aber der Bestand des Meeres an Fischen und Schalthieren wurde und wird noch heute immer geringer, die Konkurrenz der eingeführten Fische immer größer, es bleibt ihnen keine Wahl, als die vom Verkäufer gebotenen Preise zu nehmen. Oft gehören ihnen nicht einmal das Boot und die Fanggeräte, so daß sie der Ausbeutung ganz und gar preisgegeben sind. Ein strenger Winter im Jahre 1872 brachte sie vollends in's Glend. Viele Familien waren jeden Unterhalts beraubt und in Gefahr, zu verhungern. Man war gezwungen, der Noth durch öffentliche Sammlungen abzuhelfen, und um der Wiederholung vorzubeugen, machte man den Ver-

Aus der geöffneten Thür hörte man deutlich das „Taf, Taf“ des Hammers, und die Vorübergehenden konnten den Ledergeruch wahrnehmen, der aus der kleinen Werkstatt drang. Aber Hannes war nicht da. Auf seinem Boot saß eine Frau und hatte einen großen Schuh zwischen ihren Knien.

Mit dem dünnen Pfriem bohrte sie fleißig Löcher in das Leder und nagelte dann die Sohle auf. Der helle Sonnenschein fluthete durch das Zimmer, und seine flimmernden Strahlen warfen Lichter auf ihr braunes Haar.

In der Ecke der Werkstatt aber konnte man den dicken Hannes beim Herd stehen sehen. Er hielt das Baby auf seinem rechten Arm, in der linken Hand hielt er einen Kochlöffel und rührte damit emsig in einem Topf. Sein Gesicht aber zeigte einen ängstlichen Ausdruck.

„Ich will wetten, daß sie die Nägel wieder schief einschlägt,“ murmelte er. . . . „Wie kommst Du mit der Arbeit zurecht, Mutter,“ fragte er laut.

„Sehr gut. Ist das Essen fertig?“ antwortete sie vergnügt; im Stillen dachte sie aber: „Es soll mich doch wundern, ob er die Suppe heute ebenso verfalzt wie gestern.“ —

such, die alte Spitzenfabrikation wieder aufleben zu lassen, um den Frauen und Mädchen etwas Verdienst zu verschaffen. Eine alte Frau lebte noch, die die alte Kunst der Nadelarbeit bewahrt hatte; eine Schule wurde eingerichtet und in ihr zunächst acht Schülerinnen die von ihr übermittelte Fertigkeit gelehrt. Im Laufe der Jahre ist es unter großen Mühen gelungen, die Schule hochzubringen, die Qualität der Arbeit zu bessern, Absatzgebiete zu erschließen. Die Zahl der Arbeiterinnen mehrte sich von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1878 waren schon 250 eingeschrieben, 1880 war die Zahl der Gelehrten auf 320 gestiegen, und im vorigen Jahre waren es 430, eine beträchtliche Zahl bei 4500 Einwohnern. Ein Schulhaus ist gebaut, eine große Reihe von Muthern nach alten Spitzen wieder aufgenommen und eine gute Sammlung solcher Vorlagen angelegt. Der Werth der Produktion beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf 50 000 Mark. Schon im Alter von neun Jahren werden die Mädchen aufgenommen, und auch wenn sie geheiratet haben, fahren sie fort, in ihrer freien Zeit Spitzen zu arbeiten. Sie erwerben dabei freilich durchaus keine Reichthümer; bei aller Mühe und bei allem Fleiß bringen es die ständig arbeitenden Mädchen nicht höher, als zu einem Jahres-einkommen von etwa hundertundsechzig Mark. —

Der König von Hannover, wurde gestern erzählt, hat Marschner einmal befohlen, eine Händel'sche Musik in einem anderen als dem vom Komponisten selbst vorgeschriebenen Zeitmaß aufzuführen. Das nenne ich Konsequenz! Es fehlt nur noch, daß er die Idee absoluter Souveränität auch in's Einmaleins überträgt und dem Rechenmeister befehlt, 2 x 2 endlich einmal 5, oder besser, um ein paar Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, und neben Ausübung seines unbeschränkten Herrscherrechtes zugleich den geometrischen Hochmuth dieser beiden Zahlen zu züchtigen, die sich bisher für undegradirbar hielten, nur drei sein zu lassen. —

Ein König versicherte seinen Unterthanen so lange, er sei liberal, bis sie sich erreichten, es zu glauben. —

Die Revolution ist eine Krankheit des Volkes, aber eine solche, an der die Könige sterben. —

Das vornehmste Bestreben der Welt sei darauf gerichtet, keines Hercules zu bedürfen. Das ist die einzige Klugheitsmaßregel, die ich der Zeit gestehe. Es gilt nicht sowohl, einen Augiasstall zu mißeln, als aufzupassen, daß keiner entsteht. —

Mir ward das Wort gegeben,
Daß ich's gebrauche frei
Und zeige, wie viel Leben
Dritt eingeschlossen sei.
Ich will ihn muthig schwingen,
Den geißigen Dornentheil,
Und kann er's mir nicht bringen,
So bringt er Andern Heil.

Friedrich Hebel.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.